

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS



**Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen**

## *Für Karin*

*Vittoria schweig eine Weile, bevor sie antwortete:*

*»Die Wissenschaft verrät mir, dass es einen Gott geben muss.*

*Mein Verstand sagt mir, dass ich diesen Gott niemals begreifen werde.*

*Und mein Herz sagt, dass ich ihn niemals begreifen soll.«*

*(Dan Brown, Illuminati)*

*Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erwiesen, dass wir Gottes Kinder heißen sollen – und wir sind es auch!*

*Meine Lieben, wir sind schon Gottes Kinder;*

*Es ist aber noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden.*

*Wir wissen aber: wenn es offenbar wird, werden wir ihm gleich sein; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.*

*(1. Johannesbrief, Kapitel 3)*



*Wolfgang Vorländer*, Jahrgang 1952, ist Pfarrer, Wirtschaftsmediator und Maler. Er lebt in Wiehl/Rheinland, ist verheiratet mit der Journalistin Karin Vorländer und Vater von vier Söhnen. Zahlreiche Buchveröffentlichungen.

Wolfgang Vorländer

# Sprung am Trapez

Auf der Suche nach einer  
tragfähigen Gottesbeziehung

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages  
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die  
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Veer, Visuel Elements for Creatives (<http://veer.com>)

Satz: Katja Rediske, Landesbergen

Druck und Einband: Těšínská Tiskárna AG, Český Těšín

Printed in Czech Republic

ISBN-13: 978-3-579-06864-0

ISBN-10: 3-579-06864-4

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# Inhalt

- EINLEITUNG  
7 **Gottesfragen**
- KAPITEL 1  
11 **Lieben und suchen, suchen und lieben**
- KAPITEL 2  
16 **Am Rande des Abgrunds**
- KAPITEL 3  
23 **Gott als Ungeheuer**
- KAPITEL 4  
31 **Verloren in der Unendlichkeit –  
und das Geschenk des »Namens«**
- KAPITEL 5  
39 **Trostverweigerung oder Gottoffenheit**
- KAPITEL 6  
48 **Nicht Abgrund – Tunnel!**  
55 **Exkurs: Schwersttraumatisierung als Gottesfinsternis  
Gibt es eine Hoffnung?**
- KAPITEL 7  
60 **Gott – du Lieber!**
- KAPITEL 8  
68 **Eine Tiefe sucht die andere**

- KAPITEL 9  
79 **Quellen des Vertrauens**
- KAPITEL 10  
88 **Wo der Dornbusch brennt**
- KAPITEL 11  
100 **Wasser, Wüsten und Nächte**
- KAPITEL 12  
110 **Mit Jesus gehen**
- KAPITEL 13  
119 **Vom Geheimnis der Tränen**
- KAPITEL 14  
124 **Vom Wesen der Hoffnung**
- KAPITEL 15  
141 **Fließen lernen, achtsamer und leiser werden**
- KAPITEL 16  
148 **Die Schönheit des Glaubens im Ritual**
- KAPITEL 17  
157 **Sprung am Trapez**

## Gottesfragen

Dieses Buch kreist um nichts als um *Gott* – und um unsere Möglichkeiten, ihn zu finden. Es geht um uralte und um heutige Fragen, wie sie sich im Blick auf Wirklichkeit und Wesen Gottes sowie Wege zu Gott immer wieder melden. Es benennt unsere Zweifel und sucht Wege der Vergewisserung.

Lässt sich Gott wirklich finden?

Dass dieses Finden keine rein gedankliche Angelegenheit sein kann (sogar nicht einmal in erster Linie!), hat sich inzwischen herumgesprochen. Gott zu erkennen ist untrennbar mit der Frage verknüpft, ob sich zu ihm, dem Unsichtbaren, eine *Vertrauensbeziehung* aufbauen lässt und wie diese zu erlangen und zu gestalten sei. Dann aber kommen tiefe menschliche Prägungen, Vorbehalte, Hindernisse sowie emotionale Voraussetzungen ins Spiel. Unsere Lebens- und Welterfahrung wirken sich dabei aus; aber auch unsere unbewussten Haltungen und Einstellungen, worüber wir durch die moderne Tiefenpsychologie inzwischen doch viel mehr wissen als frühere Generationen. Daher darf es uns nicht nur um das Problem von »Zweifel« und »Gewissheit« im Sinne gedanklicher Klarheit gehen. Auf einer tieferen Ebene müssten wir von spirituellen Erfahrungen und Krisen reden, die bis tief in unsere Seele reichen und sich vielleicht eher mit erfahrungsorientierten Worten beschreiben ließen wie etwa: »Gottesliebe« und »Gottesfinsternis«, »Sehnsucht nach Gott« und »Anfechtung«.

Das Wort »Anfechtung« klingt dabei vielleicht wie aus der Altkleidersammlung christlicher Frömmigkeitsgeschichte (zu der manche/r möglicherweise ohnehin nie Zugang hatte); in der Alltagssprache benutzen wir es aber erstaunlicherweise recht häufig, wenn

auch eher leichtfüßig. Wir sagen: »... das ficht mich nicht an!« – und signalisieren damit Unberührtheit und Coolness. Aber morgen früh könnte das alte, gewichtige Wort schon seine ganze Last auf uns gelegt haben. Es könnte ja morgen früh ein Unglück in mein Leben einbrechen, wo mir das Liebste genommen oder zerschlagen wird; alles, was mir bisher Halt oder Sicherheit verlieh oder mein Leben hell und freundlich machte. Und schon steigt aus einer tiefen Schicht des Herzens – selbst bei religiös bislang Unbekümmerten – die Frage auf: »Ich habe Gott doch nichts getan, im Letzten bin ich sogar immer davon ausgegangen, dass doch eine gute Macht mich und die Welt trägt; und warum schlägt Gott mich jetzt?« Und selbst, wenn man im gleichen Augenblick spürt, dass diese Rechnung vielleicht doch ein wenig zu simpel ausfällt, ist die Verunsicherung groß genug, um jetzt gerade so klagen zu wollen. Und man mag solche Klage dann nicht alsbald durch Menschen, die spirituell oder theologisch offenbar fest im Sattel sitzen, dogmatisch korrekt korrigiert bekommen.

In der Anfechtung kann es noch um eine andere Frage gehen als die, ob Gott existiert oder nicht; Anfechtung kann im schlimmsten Fall bedeuten, an Gott zu verzweifeln. Man kommt nicht davon los, dass es ihn geben muss; aber man weiß nicht mehr, wer er seinem Wesen nach ist; man begreift sein Handeln nicht mehr; man versteht seine Sprache nicht und wird irre an seinem Schweigen.

Wenn ich mit Menschen spreche, die in keinerlei religiöser Bindung erzogen wurden und auch keinen Gottesbedarf signalisieren, mache ich häufig folgende Beobachtung: Natürlich stellen auch sie sich mitunter die Frage nach der Existenz Gottes. Dabei kann man aber auf der *intellektuellen* Ebene seine Fragen und Vorbehalte im Blick auf Gott wie eine geistige Grundausstattung mit sich führen, bei der man unter Umständen ein Leben lang mit wenig »Nachbesserungen« auskommt. Auf der *Gemütsebene* sieht dies ganz anders aus. Da geht es um unsere wirklichen Erfahrungen, existenziellen Erschütterungen und unerfüllten Sehnsüchten. Auf dieser Ebene können unerwartete Lebenssituationen zu völlig neuen Fra-

gen führen und in einer Sekunde alle sinngebenden Orientierungspunkte, an die man sich bislang gehalten hat, über den Haufen werfen. Auf einmal zeigt sich, dass die »intellektuelle metaphysische Bescheidenheit« nur die Oberfläche ist, unter der sich ein lange verdrängter Gottesbedarf unüberhörbar zu Wort meldet. Bei diesem existenziellen Gottesbedarf geht es nie nur um die Befriedigung verstandesmäßiger Fragen, sondern immer zugleich um den tiefsten Sinn meines irdischen Daseins, um mein Woher, Wozu und Wohin. Die Frage nach Gott und die Frage nach dem Sinn fragen nicht nach Fakten, sondern fragen danach, was für mich und diese Welt von letzter, erhellender, bergender und alles tragender Bedeutung ist.

So können Gottesfragen jederzeit aufbrechen. Und es will scheinen, dass sie denjenigen genau so heimsuchen können, für den Gott auf Grund seiner Erziehung, Prägung und Einstellung immer nur eine vage oder gar verzichtbare Größe war – als auch jeden, der sich im Glauben verwurzelt weiß und sogar die Erfahrung tiefer Geborgenheit in Gott bereits kennen gelernt hat.

Wo auch immer du dich auf der breiten Skala zwischen Gottvertrauen und religiöser Skepsis selbst ansiedelst oder ob du sogar Tiefen der Anfechtung durchschreiten musstest oder musst – dieses Buch möchte helfen, Zeiten des spirituellen Vertrauens wie des Verzagens, der Hingabe wie des Zweifels bewusst wahrzunehmen, anzunehmen und – so oder so – aufs Neue offen zu werden für tröstende, belebende und unerwartete Perspektiven auf Gott hin und von Gott her. Diese Achtsamkeit bedeutet zumindest, dass ich innerlich lebendig bleibe, falschen Sicherheiten misstraue, Erschütterungen des Glaubens tapfer standzuhalten versuche und die Leidenschaft des Gottsuchers in mir wach halte.

Und so möchte ich im ersten Kapitel mit einem kleinen Wagnis beginnen. Ich möchte erzählend und meditierend einer Frage nachgehen, die ich im Kern als eine *mystische* Fragestellung bezeichne. Denn ich bin davon überzeugt, dass das Christentum in seinem dritten Jahrtausend nur dann eine uns Menschen beheimatende

Wirklichkeit bleibt (oder erst wieder wird!), wenn wir uns *mystischen Erkenntniswegen* öffnen.

Die Frage, mit der ich unser Nachsinnen beginnen möchte, ist die nach der *Zusammengehörigkeit von Liebe und Erkennen*. Ich möchte also zu Beginn deutlich machen, warum die Liebe zu Gott und die Suche nach Gott einander nicht ausschließen, sondern zusammengehören und warum Liebe zu Gott und Gotteserkenntnis nicht zu trennen sind. Damit sage ich aber von vornherein: Das Erkenntnisprinzip für die Wirklichkeit Gottes ist einzig und allein die Liebe bzw. die liebende Offenheit des Menschen für die Wirklichkeit Gottes. Vielleicht klingt das wie eine Provokation. Dann bleibt mir nur die Einladung, den Gedanken des folgenden Kapitels dennoch wenigstens einmal nachzusinnen.

In den darauf folgenden Kapiteln steige ich hinab bis in die Talsohle der Gottesverwirrung und der Gottesfinsternis, wie sie selbst glaubenden Menschen manchmal nicht erspart bleibt. Ich meine nämlich, es sei weder hilfreich noch dem Glauben angemessen, wenn wir unsere hartnäckigen Zweifel oder quälenden Anfechtungen nicht wirklich anschauen, aussprechen und beim Namen nennen. Die altkirchlichen Glaubensväter kannten den Satz: »Nur was *angenommen* (im Sinne von akzeptiert und bewusst wahrgenommen) ist, kann auch erlöst werden!«

Von da aus frage und suche ich nach Lichtern in der Dunkelheit, nach Haltegriffen beim Tasten, nach einem Seil über dem Abgrund – in der Hoffnung, dass sich gerade da, wo man seinen Zweifeln und Fragen selber nichts mehr entgegensetzen vermag oder einem abgründigen Gott zu begegnen meint, eine Art menschlicher Ur-Situation einstellt, wie sie in der Bibel Mal um Mal beschrieben wird: Das Leben bricht ein in den Tod, Gott begegnet in der Dunkelheit, Ostern beginnt am Gartengrab, Auferstehung heißt, dass meine Tränen getrocknet werden, und der an Gott Verzweifelte wird auf einmal bei seinem Namen gerufen.

## Lieben und suchen, suchen und lieben

Ich beginne mit einem ungeschützten Bekenntnis:

*Ich liebe Ihn.*

*Ich suche Ihn.*

*Ich sehne mich nach Ihm.*

*Ich habe meine liebe Not mit Ihm.*

*Manchmal verzweifle ich an Ihm.*

*Ich halte an Ihm fest.*

Und indem ich mich so widersprüchlich bekenne, kann sich sofort eine erstaunliche Frage melden: ob Er das möglicherweise ebenso im Blick auf mich sagt!

*Ich, dein Gott, liebe dich.*

*Ich suche dich.*

*Ich sehne mich nach dir.*

*Ich habe meine liebe Not mit dir.*

*Ich verzweifle an dir.*

*Ich halte an dir fest.*

*Du, Mensch.*

Was für ein geheimnisvolles und rätselhaftes »Liebespaar« wäre das – Gott und der Mensch, ich und Gott!

Verbunden in der grenzenlosen Sehnsucht nach dem anderen, verbunden im Schmerz der suchenden Liebe; der Liebe derer, die zueinander gehören und doch oft einander nicht finden, nicht erreichen. Aber auch mit so ungleichen Ausgangsbedingungen, den anderen zu erkennen und zu verstehen. Wobei es durchaus so sein mag, dass wir Menschen uns an unserer Begrenztheit reiben, Gott zu *erkennen*; und dass Gott an der Grenze leidet, uns zu *erreichen*. –

Und in dieser fundamentalen Verschiedenheit möglicherweise dennoch *eins*. Eins im Heimweh der Liebe, eins in der verzweifeltsten Sehnsucht nach Gemeinschaft, in der alles klar ist, alles wahr, und in der alles zur Ruhe kommt.

Wo ich in Gott zur Ruhe finde und Gott in mir.

Falls es ihn gibt.

*Falls es Ihn gibt:* Dieser quälende Vorbehalt wäre dann die große Asymmetrie zwischen Ihm und mir. Ich habe die schlechteren Karten. Denn ich bin nur ein Mensch. Ich sehe bestenfalls wie durch ein halbblindes Glas.

Wie kommt es dann je zur Gewissheit?

Keine Frage kann so tief ins Mark gehen, einem die Ruhe rauben und umtreiben bis zum letzten Atemzug ...

Sind wir uns darüber im Klaren, dass der Weg zum Herzen Gottes einzig die Liebe ist?

Vielleicht sagst du: Wie soll ich Gott lieben, wenn ich keine Gewissheit über ihn habe? Aber du weißt im gleichen Augenblick, dass zur Liebe keinesfalls das vollständige Offenbarsein des anderen gehört, seine unverhüllte Transparenz, sozusagen sein nacktes Enthülltsein. Vielmehr entspricht der erwachenden Liebe gerade der *Schleier*.

Und du antwortest: Damit könnte ich noch umgehen, wenn Gott nur wie hinter einem Schleier verborgen wäre. Durch einen Schleier kann man immerhin etwas erahnen. Aber wenn der Schleier kein Schleier ist, sondern ein Vorhang, hinter dem sich möglicherweise gar nichts verbirgt, hinter dem es einfach ... leer ist?

Dass ist unsere größte Angst, wenn es um die Frage nach Gott geht: dass hinter dem Vorhang die Bühne ganz einfach leer ist. Für diese Angst muss sich niemand entschuldigen.

Und so kommt es, dass Menschen sich von der Gottesfrage abwenden, noch bevor sie Gott mit allen Fasern gesucht haben – ganz schlicht aus Angst vor Enttäuschung, vor der letzten und schlimmsten Täuschung: dass man sich Gott öffnet, ihn sucht, ihm zu vertrauen beginnt, um dann festzustellen: Sein Platz ist leer, und er

war nie besetzt. Es wäre besser gewesen, ich hätte mir nie Hoffnungen gemacht ...

Es gibt das Nichtglauben, die Gottverschlossenheit als Schutz, als vorbeugende Schmerzvermeidung. Manche ziehen sich sozusagen prophylaktisch die Schutzhaut des Nichtglaubens über. Andere haben sie sich übergezogen, weil sie bereits eine Gottesenttäuschung, eine Gotteswunde in sich tragen, die kaum heilen will.

Sie könnten einen Satz wie diesen kaum noch ertragen: Liebe Ihn, wenn du Ihn finden willst!

Sie brauchen einen langen Weg, um ihre Wunde heilen zu lassen. Gotteswunden heilen schwer. Werden Enttäuschte je noch einmal Vertrauen wagen?

Andere wollen es wagen. Sie kommen von Gott nicht los, aber sie kommen auch nicht bei Gott an. Sie kennen beides: Augenblicke wie ein Ergriffensein – *und* den Blick zum Himmel wie in eine abweisende und kalte Nacht.

So kann es einem mit Gott gehen, wie wenn man nachts das Firmament betrachtet. Schon als Kind wurde mir schwindlig vor Faszination und Überforderung, Geborgenheit und Verlorensein – alles in einem. Meistens habe ich mich nach einer kleinen Weile wieder den normalen, fassbaren Dingen zugewandt. Ich konnte die Unendlichkeit und Unfasslichkeit des Alls nicht länger aushalten. Und doch konnte es geschehen, dass ich am nächsten sternklaren Abend bereits wieder draußen hinter unserem Haus stand und unverwandt in den unermesslichen Himmel blickte ...

So scheint es uns auch mit Gott zu gehen. Die meisten Menschen, die ihr Inneres nicht verschließen, kennen diese Faszination, die zugleich als eine bohrende Sehnsucht nach Gott empfunden werden kann. Es reichen bisweilen sogar ein völlig unscheinbares Erlebnis, ein Augenblick, eine Stimmung, ausgelöst durch ein Buch, durch den Anblick eines winzigen Stückchens Natur, durch eine Szene in einem Film oder beim Beobachten eines Kindes, das wirklich noch ein Kind ist – und es ist, als spreche daraus eine sehr leise Stimme zu mir. Und wo ich auf sie achte, sie nicht unterdrücke, ihr

nicht ausweiche, da kann es wie zu einem Augenblick der Liebe kommen, und ich höre mich vielleicht nur die Worte flüstern: »Oh, mein Gott ...!«

Würde ich danach von Gottesgewissheit sprechen? Eher ist da etwas aufgeblitzt, was ich nicht festzuhalten vermochte, so wenig wie eine Sternschnuppe sich festhalten lässt. Manche können aber von sich sagen: Als Gott (und nicht nur eine Sternschnuppe) mir wenigstens für diesen einen Augenblick aufblitzte, kam ich nicht mehr davon los, konnte ich auf eine geheimnisvolle Weise davon leben, manchmal auf Jahre ...

Es gibt also Zeichen in der Nacht. Es gibt Spuren Gottes. Nur dass sie uns gerade nicht zur Ruhe führen, in der alle Fragen sich legen, sondern erst recht zum Aufbruch, erst recht zur leidenschaftlichen Suche. Und das gerade hat mit Liebe zu tun. So sagt es schon eins der ältesten und schönsten Liebeslieder der Weltliteratur im Blick auf die *menschliche* Liebe:

*Des Nachts auf meinem Lager  
suchte ich, den meine Seele liebt.  
Ich suchte;  
aber ich fand ihn nicht.  
Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen  
auf den Gassen und Straßen  
und suchen, den meine Seele liebt.  
Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht.  
Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen:  
»Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?«  
Als ich ein wenig an ihnen vorüber war,  
da fand ich, den meine Seele liebt.  
Ich hielt ihn und ließ ihn nicht los ...  
(Die Bibel. Hoheslied, Kapitel 3, Vers 1–4)*

Dieses menschliche, sogar ganz und gar erotische Liebeslied (was deutlich ist, wenn man es einmal ganz liest) wurde in der jüdischen

und in der christlichen Auslegungsgeschichte häufig allegorisch ausgelegt – im Blick auf die Liebe des Menschen zu Gott. Schade, dass man damit die Schönheit menschlicher Liebe übersprang und spiritualisierte. Hilfreich aber ist an dieser Deutung, wenn die Erfahrung menschlicher Liebe zum Gleichnis wird und etwas erahnen lässt im Blick auf die Möglichkeit der Liebe zwischen Gott und Mensch. Dann erzählt dieses Liebeslied die Geschichte vom Lieben, um zu suchen; und vom Suchen, um zu lieben!

Dazu passt eine geheimnisvolle Geschichte aus dem Neuen Testament. In den Ostererzählungen begleitet der auferstandene Jesus zwei resignierte und verunsicherte Männer auf ihrem Weg. Sie wissen nicht, wer dieser Fremde ist. Schließlich bieten sie ihm aber ihre Gastfreundschaft an. Und da nimmt er, der fremde Gast, das Brot, dankt, bricht es und teilt es an sie aus. »Da wurden ihre Augen geöffnet ...«, so lesen wir, »... und er *entschwand* vor ihren Augen!«

Es gibt also ein Erkennen der göttlichen Wirklichkeit, es gibt dieses geheimnisvolle Aufblitzen. Aber es duldet kein Festhalten. Nur erfahren wir hernach, dass dieses Aufblitzen das Leben jener beiden Männer verändert hat. Sie, die Suchenden, die Verzweifelten, waren gefunden worden. Indem Er sich zu erkennen *gab*, fanden sie nicht nur Ihn, sondern fanden sie sich selbst als von Ihm Gefundene.

Dann wären Glaubende solche, die Gott suchen als von Ihm bereits Gefundene! Als längst schon Gefundene. Was für eine Verheißung!

Wenn Liebe immer mit einem Geheimnis zu tun hat, dann kann es das also geben: Dass ich Gott liebe – vielleicht ist es eine Liebe, die eher einer noch namenlosen Sehnsucht gleicht –, ohne darin schon zur Ruhe zu gelangen, ohne unverwüstliche Sicherheit also. Es wäre die Liebe zu einem Geheimnis, das mich in Atem hält, das alle Leidenschaft des Suchers in mir entfacht. Bis ich vielleicht einst wirklich zur Ruhe gelange in Gott.

## **Am Rande des Abgrunds**

Aber wir kennen auch die hartnäckige Skepsis. Sie ist mir selbst nicht fremd. Ich kenne schauerliche Momente des Zweifelns, die sich anfühlen, als wenn ein im Stich gelassenes Kind die furchtbare Ahnung überfiele: Vielleicht habe ich gar keine Eltern!

Wo finden wir Klarheit?

In den traditionellen Kirchen und Glaubensgemeinschaften begegnen heute viele Menschen ihrer Meinung nach einem verbrauchten Glauben bzw. einem fremd erscheinenden Glaubensgebäude samt den dazu gehörenden kirchlichen Bewahrungsinstanzen – für sie inzwischen ungenießbar und häufig eine einzige Zumutung. Die überkommenen Glaubenssätze und Glaubensformen scheinen das Verfallsdatum überschritten zu haben. Viele beziehen sich darauf, was sie an christlicher Verkündigung erlebt bzw. erlitten haben. Häufig werden Fragen nach Gott zu den Akten gelegt auf Grund frustrierender oder kränkender Erfahrungen, die man mit der Kirche gemacht hat. Eine solche Vermischung ist natürlich auch zu hinterfragen! Wenn jedoch Menschen bislang einfach keine anderen Zugangsmöglichkeiten zu Gott hatten als über sein »Bodenpersonal« – und sie dann von der Kirche enttäuscht werden, ist es meist wenig hilfreich, ihnen darzulegen, dass sie doch Gott und die Kirche tunlichst auseinanderhalten sollten! Was ist, wenn die Kirche als Zeugin für die Wahrheit Gottes unverlässlich geworden ist?

Natürlich wäre es hilfreich, wenn man sich auch und erst recht dann noch ein wenig Aufmerksamkeit erhalten könnte für die Frage, ob unter fragwürdigen Kirchentraditionen und Glaubenssätzen nicht doch Schätze verborgen liegen! Vielleicht lohnt es sich

doch, hinabzusteigen zu den Quellen, die unterirdisch auch dort immer noch lebendig sein können, wo Kirchentümer und Glaubenslehren den Weg zu verstellen scheinen. – Wenn nicht an diesen Quellen, wo sonst könnte etwas Ursprüngliches und Hilfreiches gefunden werden, um Gott zu finden? Aber für viele scheint die Kirche heute eher eine Wegsperre auf ihrer Gottessuche zu sein als ein Katalysator!

Aber was könnte an die Stelle treten? Kann einem zum Beispiel nicht schon bald jene weichgespülte Spiritualität als mindestens ebenso ungenießbar erscheinen, wie sie sich in den Bücherregalen moderner Esoterik anbietet und heute einer hemmungslosen Vermarktung erfreut? Jene unbekümmert-fröhlichen oder anscheinend tiefsinnigen Rezepte, wie man sich selbst und das Universum umarmen lernen kann, wo man noch nicht einmal den eigenen Nachbarn ertragen kann oder sein eigenes, ungeschminktes Versagergesicht im Badezimmerspiegel?

Und in Zeiten persönlicher Krisen kann man bisweilen selbst in einem modernen Gottesdienst gefühlvolle Anbetungslieder zu Keyboard und Gitarre kaum ertragen. Man wittert eine sentimentale Gottesfröhlichkeit, die jedenfalls nicht jeden zu erreichen vermag, der selbst ganz unten aufgeprallt ist, nämlich auf dem kalten Beton im Kellergeschoss des Daseins.

Und doch: Die Gottesfrage lässt den nicht los, der sich weigert, sich mit den aufgeblasenen Schwimmringen der Oberflächlichkeit über Wasser zu halten. Der sich wenigstens zu schade ist, mit seinen Gottesfragen in der Loge der Banausen, der banalen Skeptiker, der Gottesflüchtigen Platz zu nehmen, wo man sich gegenseitig wärmt mit starken Sprüchen, hinter denen sich nichts verbirgt als die nackte Angst.

Ich will ehrlich bleiben. Ehrlich und demütig.

Und ich sage daher nicht nur: Ich sehne mich nach Gott! Ich wäre sogar bereit, ja ich wünschte es, ihn in und mit allen Fasern zu lieben! Wenn nicht gleichsam immer wieder dieser dunkle Vorhang fiele ...

Und daher möchte ich auch ehrlich sagen dürfen: Mit Gott hat man es nicht leicht! Ja, ich will ehrlich sein in meinem Glaubenswagnis. Ehrlich und demütig.

Dass wir es mit Gott nicht leicht haben, hört sich freilich noch nicht besonders demütig an. In manchen christlichen Kreisen darf man so etwas gar nicht aussprechen. Darum will ich gerne meine Vermutung hinzufügen: Gott hat es sicher mit mir auch nicht leicht. Davon ist auszugehen. Aber das hilft mir noch nicht, besonders dann nicht, wenn mir Gott wie ein Abgrund erscheint.

Als Abgrund erscheint er mir zum Beispiel, wenn er schweigt, wo Menschen nach ihm schreien. Am schlimmsten empfinde ich dieses Schweigen, wenn mir Menschenschicksale begegnen, die mich in ihrer Grausamkeit aus der Fassung bringen. Ich habe in meinem Leben Hunderten von Menschen, älteren zumal, zugehört, wie sie aus ihrem Leben erzählten, von den Bombennächten, von der Flucht übers Eis, davon, wie ihre Mutter das zweijährige Brüderchen tot in den verschneiten Straßengraben legen musste, oder wie das war, als alle Frauen und Mädchen in einen Schulraum gesperrt wurden und dann die Soldaten hereinkamen und sich bedienten ... Und unsere Gegenwart, weltweit betrachtet, bietet uns Tag für Tag nicht minder erschütternde Szenen menschlichen Leidens, unmenschlicher Grausamkeit, menschenverachtender Zustände, die unsere Vertrauensfähigkeit in Gottes gutes Weltregiment wie Dornen und Disteln unter sich ersticken können.

Bis in unser Mark dringen solche Fakten aber erst dann, wenn sie uns als konkretes Einzelschicksal erreichen, wenn aus hunderttausend Opfern ein einziges einen Namen bekommt und vor unser Auge tritt. Die Zahl Hunderttausend vermag nämlich unsere Seele im Grunde kaum zu erreichen. Es handelt sich aber um hunderttausend *Einzelschicksale*; und dieses jeweils *eine* Schicksal offenbart die ganze Natur des Bestialischen, des Wahnsinnigen, des Alptraumhaften. Und Gott hat diesem *einen* Martyrium zugeschaut! Er hat die Qual dieses einen, konkreten Menschen nicht verhindert, scheinbar nicht einmal abgekürzt, geschweige denn ei-

ner erkennbaren »ausgleichenden Gerechtigkeit« zugeführt und den dermaßen Gequälten hernach umso deutlicher herausgerettet, wiederhergestellt, zu Ehren gebracht und geheilt. Der zerfetzte Leib einer Schwangeren in einem Bürgerkriegsgebiet wurde höchstens noch von irgendwem notdürftig begraben ...

Der abgründige Gott – abgründig in seiner scheinbaren Teilnahmslosigkeit, seinem undefinierbaren Schweigen, seinem fehlenden Eingreifen in den Gang der Dinge –, damit kommen wir nicht zurecht.

Eigentümlich daran ist, dass frühere Zeiten das Dunkle und Unbegreifliche in Gott viel eher in ihr Gottesverhältnis zu integrieren vermochten. In allen archaischen Religionen war das Abgründige in Gott immer mit gegeben. Fast, als mache dort dieses Abgründige und Fremde Gott aus! Gott ist *Mysterium, Fascinosum* und *Tremendum*: Man kannte es, vor Gott zu zittern. Gott war im Gewitter, in der Flut, im Eis und im Hagel, im Durst und in der Hitze, in der Krankheit und im Todeshauch. Gott – das konnte heißen: Wann wird der Vulkan wieder aktiv? Und wie schützen wir uns davor?

Wie schützt man sich vor Gott?

Haben wir ein solches Gottesbild heute für immer hinter uns gelassen? In mancher Hinsicht wohl. Wie gut, wie gut! Aber plötzlich erwischt es uns dann doch hinterrücks, dass auch wir den *Gott der Natur* über die Menschen herfallen sehen. Zumindest vorübergehend kann alle wissenschaftliche Welterklärung unversehens wie aus den Angeln geraten.

Wo ist Gott, wenn die große Flut kommt und binnen fünfzehn Minuten dreihunderttausend Menschen dahinrafft und ein paar Millionen Überlebende obdachlos macht?

Oder es ist der *Gott der Geschichte*, der uns schaudern lässt. Wo ist Gott, wenn in Ruanda oder im Kongo binnen weniger Jahre weit über eine Million Menschen sich wie in mittelalterlicher Barbarei gegenseitig abschlachten? (Wo doch dort sogar »zweihundert Jahre lang missioniert wurde«, wie manche hinzufügen möchten!)

Gläubige Menschen versuchen angesichts solchen Grauens, Gott in Schutz zu nehmen. (Es scheint, dass manche dies für ihre Pflicht halten, wenn sie auf Gottes Seite gehören wollen.) »Das macht doch nicht *Gott*«, so heißt es dann, »das macht doch der *Mensch* mit dem Menschen!«

Schon recht! Aber warum sind meistens die Wehrlosesten und Unschuldigsten die Hauptleidtragenden?! Mindestens muss man sagen: Gott lässt es zu. Und man fragt sich: Wie kann er das mit ansehen? Muss man ihm nicht, bei allem Wohlwollen, zumindest millionenfache unterlassene Hilfeleistung anlasten? Wenn Gott in sibirischen Straflagern oder bei der Abrichtung von Kindersoldaten in Afrika mit Abwesenheit glänzt, wenn er sich nicht augenblicklich wie ein Schutzpanier vor die Gefolterten der Erde im Angesicht ihrer perversen Peiniger stellt – wer oder was ist dann dieser Gott?

Es kann für uns Heutige wohl keine Gotteslehre (geschweige denn: Gottesgewissheit) mehr geben vorbei an der Frage nach Gott und dem Leid. Theologen nennen sie die *Theodizeefrage*. Theodizee heißt: Wie kann man Gott gerecht sprechen angesichts all des nackten Grauens, das uns umgibt? Worauf könnte sich ein Freispruch Gottes berufen? Reicht es, Gott als mildernden Umstand zuzubilligen, dass sein irdisches Menschengeschlecht ein Haufen von Egoisten, Irren und zu aller Schandtat Fähigen darstellt?

In der philosophischen und christlichen Glaubenslehre gibt es die Lehre von den »Eigenschaften Gottes«: Gottes Allmacht, seine Allwissenheit, seine Allgüte, seine Allgegenwart ... Philosophisch geht es bei diesen Prädikaten darum, einen letzten Grund des Seins so denken zu können, dass damit sicher gestellt ist, was die Welt im Letzten zusammenhält. Zu diesen Prädikaten gehörte auch die Rede von der *Unveränderlichkeit* und *Leidensunfähigkeit* Gottes – was wir heute eher wie Eigenschaften eines toten Stoffs empfinden (so könnte man Beton oder Kunststoff beschreiben!). In der christlichen Theologie wurden diese absoluten Gottesprädikate verwendet, um Gott vor jeder Infragestellung zu schützen. Aber

sind das nicht vielleicht Persilscheine, die Gott ausgestellt werden, Immunitätsdeklarationen, die sich am Ende in ihr Gegenteil verkehren, weil sie den Zweifel an Gott eher noch begünstigen können?

Aber wer oder was ist Gott, wenn wir nicht einmal mehr in Bekenntnissen seiner Allmacht Hilfe und Vergewisserung finden?

Ist Gott – ein Abgrund?

Von einem Abgrund hält man sich tunlichst fern.

Ein Bekannter, er ist Filmemacher und verstand sich immer als »überzeugter Christ«, sagte mir neulich: »Nachdem ich wochenlang in Ruanda einen Film gedreht und dabei mit eigenen Augen gesehen habe, was das grauenvolle Schlachtfest zwischen Tutsis und Hutus angerichtet hat, brauche ich erst einmal eine Pause von Gott ...!«

Soll man ihn nun schnellstmöglich zu einem Seelsorger in Pflege geben?

In der Mitte des 20. Jahrhunderts hatten wir es mit dem philosophischen und theologischen *Existenzialismus* zu tun. Dort hieß es: Unser Dasein ist ein Dasein zum Tode, und der Himmel ist leer, und nun müssen wir dennoch Menschen sein, müssen ohne Gott Menschen sein, müssen unter einem leeren Himmel unsere menschliche Berufung finden und verwirklichen. Man konnte leicht denken: Prometheus lässt grüßen! Aber es war auch »*abgrund-tief*« ehrlich. Christliche Theologen schlossen sich in den 60er Jahren an: »Gott ist tot!« Er ist in Kambodscha und in Vietnam gestorben. Spätestens. Oder er hat nie gelebt. – Hernach fragte ein kluger Denker: War dieser Existenzialismus mit seiner metaphysischen Skepsis vielleicht die letzte und radikalste Weise, um Gott zu ringen, nämlich um seine Unschuld zu ringen? Das hieß: Gott ist nicht schuldig, und zwar aus dem erwiesensten aller Unschuldsgründen: Unschuld auf Grund von Nichtexistenz!

Man kann Gott also leugnen, um ihn – unbewusst? – in Schutz zu nehmen. Gott hält nicht mehr die Menschheit in seinen Armen, sondern wir haben es mit einer *Pietà* (Darstellung des Leichnams

Christi im Schoß Marias) zu tun: Der Mensch hält klagend den toten oder getöteten Gott in seinen Armen.

Dem könnte mancher sogar etwas abgewinnen. Das Problem wäre dann nur, ob wir uns das zubilligen dürften oder zumuten sollten: Uns als Gottesmutter zu verstehen, die um ihren dahingegangenen Sohn trauert. Woher kommt uns Armen dann noch Trost, wenn wir an den Punkt gekommen zu sein scheinen, wo wir einen toten Gott in den Armen halten?